

Zeitschrift: Kunst + Architektur in der Schweiz = Art + architecture en Suisse = Arte + architettura in Svizzera

Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Band: 49 (1998)

Heft: 1: Thermen = Thermes = Terme

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres = Recensioni

Autor: Grünenfelder, Josef / Chessex, Pierre / Rettner, Arno

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

Comptes rendus de livres

Recensioni

• STEFANIE WETTSTEIN

Ornament und Farbe. Zur Geschichte der Dekorationsmalerei in Sakralräumen der Schweiz um 1890, Verlag Niggli AG, Sulgen 1996. – 247 S., 208 Farb- und 24 Schwarzweissabb. – Fr. 185.–

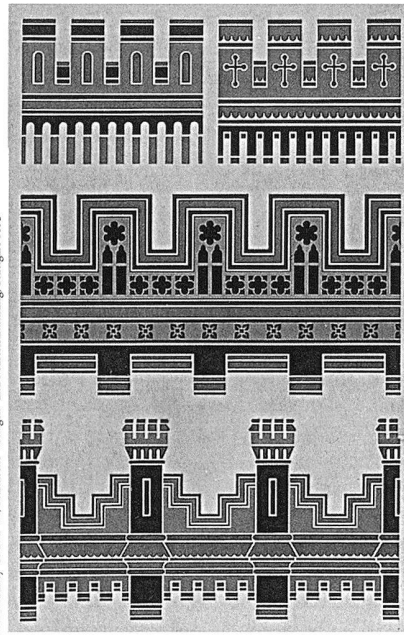
Der Titel ist zu bescheiden. Was hier als Zürcher Dissertation vorgelegt wird, ist ein Kompendium der kirchlichen Schweizer Dekorationsmalerei von 1840 bis in die 30er Jahre unseres Jahrhunderts, wobei der Schwerpunkt in der Zeit kurz vor der Jahrhundertwende liegt.

Das Buch ist in neun Kapitel gegliedert. Die beiden ersten arbeiten drei in der Zielrichtung verschiedene Phasen heraus: In der ersten Phase, dem mittleren Drittel des 19. Jahrhunderts, begleitet und unterstützt die Dekorationsmalerei als *Architekturmalerei* die architektonische Struktur des Raumes; in der zweiten Phase, bis nach der Jahrhundertwende, mit *Tapisseriesmalerei* etikettiert, überzieht, ergänzt, überspielt zuweilen die Malerei die gebaute Architektur, die mit der malerischen Ergänzung im Sinne eines Gesamtkunstwerks rechnet. Die dritte Phase schliesslich, mit *Farbraum* betitelt, wendet sich vom Dekorieren ab hin zur farbig-expressionistischen Durchformung des Raumes und damit auch weg von historischen Vorlagen.

Besondere Aufmerksamkeit wird dem kunsttheoretischen Hintergrund gewidmet, dem Polychromiestreit zur klassischen Architektur im frühen 19. Jahrhundert, den Theorien von Gottfried Semper, Owen Jones und Hermann Muthesius, der Impulse aus England weiterverarbeitete.

Das dritte Kapitel ist der Ikonographie und den Zielen der Dekorationsmalerei in den verschiedenen Phasen gewidmet. Es wird deutlich, welchen Bedeutungswandel der neue und zentrale Begriff der Stimmung im Laufe des behandelten Zeitraums durchmachte. Mit ihm war zunächst die Absicht gemeint, mit stilistischen Übernahmen und offensichtlichen Rückbindungen an historische Bauten und Handschriften ein «Kollektives Gefühl für die Geschichte und die Tradition» zu wecken. Nach 1900 hingegen verstand man darunter eine schwer in Worte zu fassende, jedoch offensichtliche individuell-symbolistische Farbfassung ganzer Räume.

Den Quellen und Vorlagen der Dekorationsmalerei ist das vierte Kapitel gewidmet. Die Autorin zeigt auf, wie ein akademisch geschulter Dekorationsmaler aus den Ornament- und Vorlagenbüchern seiner Bibliothek seine eigenen Dekorationsysteme



«Vier gotische Zinnenbekrönungen, als Sockel- oder Wandabschlüsse verwendbar», aus: Audsley G. und W., *Praktische Vorlagen- und Muster-sammlung*, Stuttgart 1893, Tafel C.

in den verschiedenen Stilen kompilierte und die Vorlagen weiterentwickelte. Die theoretischen, kunsthistorisch aufschlussreichen Einleitungen der Bücher blieben dabei meist ungelesen. Ein sehr informativer Abschnitt ist der figürlichen Malerei am Beispiel des Benziger Verlags in Einsiedeln gewidmet. Den Reproduktionen des Verlags – vom Heiligenbildchen bis zur Kopie in Öl – verdankten etwa Deschwanen und Feuerstein ihren hohen Bekanntheitsgrad. Junge Künstler suchten Beschäftigung in den Werkstätten von Benziger. Den technischen Neuerungen der Pigmentherstellung und ihren Auswirkungen auf die farbigen Möglichkeiten der Malerei ist mit Recht ein eigenes, sehr informatives Kapitel gewidmet, in dem auch der Wandel in der Bevorzugung gewisser Töne und Anstrichweisen Darstellung findet. Der Leser kann miterleben, warum ein Untertitel *Die grosse Zeit des Malerhandwerks* heisst. Zwischen 1860 und 1900 erreichte die Dekorationsmalerei ein wohl einmaliges Ansehen und eine grosse künstlerische Autonomie. Auch einfachste Räume kamen nicht ohne ein Minimum an malerischer Dekoration aus.

Von der Imitationskunst stilistischer Treue und «täuschend echter» Materialkopie – etwa der Nachahmung von Holz- und Marmorstrukturen – spannt das nächste Kapitel den Bogen zur Forderung nach «Materialechtheit», in der man am Anfang unseres Jahrhunderts eine solide ideologische Basis für den Kampf gegen alles historische Verbrämen gefunden zu haben glaubte.

Der Abschnitt *Kunst und Geschäft* vermittelt exemplarischen Einblick in Leben und Werkstatt des Dekorationsmalers Jakob Forster. Die wachsende und zu Beginn dieses Jahrhunderts schwindende Bedeutung des Dekorationsmalers in seinem Verhältnis zum Architekten wird dargestellt, während unter *Der Papst im Dorf* die Rolle der auftraggebenden und überwachenden Pfarherren, aber vor allem der grosse Einfluss der Kunstexperten herausgearbeitet wird. Dabei wird deutlich, welche dominierende Rolle der Einsiedler Benediktiner und Kunsthistoriker P. Albert Kuhn, aber auch der St. Galler Stiftsbibliothekar Dr. Adolf Fäh gespielt haben. Argumentierten diese noch vorwiegend ästhetisch-kunstkritisch und gestaltungsfreudig, so griffen mit den Kunsthistorikern Johann Rudolf Rahn und Joseph Zemp moderne, denkmalpflegerisch-konservierende Ideen seit der Jahrhundertwende immer mehr Raum.

Für den Inventarisator und Denkmalpfleger besonders wertvoll sind die Listen am Schluss des Bandes: ein Verzeichnis der verwendeten Pigmente, ein Künstlerverzeichnis mit Lebensdaten, Kurzbiografien und Werklisten der einzelnen Dekorationskünstler und schliesslich eine Liste dekorativ ausgemalter Sakralbauten mit Angabe ihrer Entstehungszeit, Architekten, Dekorationsmaler, der künstlerischen Berater sowie des heutigen Zustandes. Dass darin der exemplarische Raum der Pauluskirche in Luzern fehlt, in dem die ausgezeichnete Architektur mit den Mitteln der ornamentalen Malerei zum Farbraum wird, oder die farbig-expressionistisch durchformte katholische Kirche im glarnerischen Netstal, ist wohl den Umständen zuzuschreiben, dass es darüber noch keine Publikationen gibt. Ein Werk, das in einer Weise Neuland erschliesst wie das hier besprochene, kann und will nicht inventarmässige Vollständigkeit beanspruchen, aber es zeugt von breiter Sach- und Objektkenntnis der Autorin.

Das Buch, vom Thema her auf Farbe angewiesen, ist mit seinen guten, geschmackvoll präsentierten Farbabildungen eine Augenweide und zugleich ein bildliches Kompendium schweizerischer Dekorationsmalerei. Den eifrigen Benutzer ärgert zuweilen, dass er die Legenden zusammengefasst vor dem Anfang eines Blocks von Farbabildungen suchen muss, wo sie freilich eindeutig zugeordnet und informativ zusammengefasst sind. Lob verdient die gediegene grafische Gestaltung des Bandes. Leicht lesbar und ohne Fremdwörterbelastung, gut gegliedert und schön, wird Wettsteins «Dekorationsmalerei» nicht nur Standardwerk für den Kunsthistoriker sein, sondern auch Freude als Geschenkband bereiten.

Josef Grünenfelder

• EDOUARD PITTET

Jakob Samuel Weibel. Peintre et graveur de paysages 1771–1846, Catalogue de l'oeuvre gravé avec la reproduction des 96 cures de campagnes/Werkkatalog mit dem Nachdruck der 158 bernischen Landpfarrhäuser, Editions Staempfli + Cie SA, Berne 1996. – 278 p., 254 ill. n/bl. et couleur. – Fr. 47. –

L'art du paysage en Suisse vers 1800 se transforme rapidement sous l'impulsion d'artistes indigènes (Wuest, Wolf, Ducros) ou de peintres de passage (Koch, Turner). La tension, le dynamisme ou les aspects sublimes qui caractérisent les oeuvres de ces paysagistes contrastent avec le mode de représentation statique et harmonieux, dans un souci de lisibilité qui fera leur succès, des artisans (dénommés plus tard «petits-mâtres») qui produisent ces séries de vues gravées. D'excellents historiens se sont depuis longtemps penchés sur leur production (H. Keller, B. Weber, M.-L. Schaller) et en ont montré tout l'intérêt. Malgré cela, nous savons encore bien peu de la vie et des conditions de production de la plupart de ces artisans et la publication d'une monographie sur l'un d'entre eux est la bienvenue.

L'éditeur annonce au dos de la jaquette du livre que cet ouvrage est «une première approche du contexte historique et artistique de l'oeuvre du paysagiste». L'auteur de son côté, plus modeste, averti dès la p. 12: «N'étant ni historien de l'art, ni critique d'art, nous n'avons pas mis l'accent sur l'analyse d'oeuvres, pas plus que nous n'avons comparé de manière approfondie l'oeuvre de Weibel avec celui de ses contemporains, de ses prédécesseurs ou de ses successeurs ou que nous n'avons fait des considérations d'ordre socioculturel». Le malaise qui nous envahit peu à peu à la lecture de ce livre, doit tenir à ce malentendu fondamental: il s'agit d'un *essai* résumant trente ans de passion de l'auteur pour un artisan méconnu, ce qui a fait de M. Pittet le meilleur connaisseur de l'oeuvre de Weibel (d'où l'utilité de la partie «catalogue», pp. 201–258), mais en aucun cas d'un ouvrage scientifique inscrivant Weibel et son oeuvre dans le contexte de l'histoire du paysage vers 1800 ou de la situation sociale des «petits-mâtres». Son *essai* nous renseigne souvent plus sur la vie ou sur les mérites de l'auteur que sur ceux du peintre. Le paradoxe est poussé si loin que l'on nous renseigne même sur ce que Weibel n'a pas fait («Weibel est un paysagiste qui ne laisse aucune place à un sujet hivernal», p. 12; «L'absence de Weibel à Berne est mise en évidence par le fait qu'il ne participe pas à la première exposition d'art de cette ville en 1804», p. 99; etc.), et ces réflexions vides de sens qui ponctuent le texte découragent peu à peu le lecteur. Les approxima-



Jakob Samuel Weibel, *Porte de St. Christophe à Berne, 1795, Aquarelle colorée, 30,5×24,2 cm, Collection privée.*

tions et les formulations malencontreuses rendent en outre la lecture malaisée. Une relecture sérieuse du manuscrit aurait sans doute permis d'éviter ces incorrections. Plus graves sont les impropriétés de termes (*méthodologie* pour *mode d'emploi*, p. 18; *technologie* pour *technique*, p. 124, etc.) et les contresens, par exemple à propos du «privilege» obtenu par Weibel, p. 120, que l'auteur présente comme un droit d'exclusivité ou de monopole, alors qu'il s'agit d'un droit d'auteur pour éviter les contrefaçons (le *copyright* de l'époque). Les maladresses dans la formulation, ainsi que le mélange de réflexions personnelles de l'auteur et de données factuelles traitées sur le même plan rendent parfois le texte tout simplement incompréhensible, comme c'est le cas à la p. 35, à propos du portrait présumé de Weibel par Diogg et des résultats d'une expertise graphologique, où le lecteur ne sait plus ni de quoi ni de qui l'on parle lorsque l'auteur écrit: «Or, il semble bien que l'homme représenté et l'artiste signant ses oeuvres ne fassent qu'un». La confusion est à son comble lorsque M. Pittet aborde le chapitre intitulé «Petit-maitre à Vevey» dans lequel, ne craignant pas de se contredire, l'auteur affirme que Vevey est le centre le plus important des petits-mâtres... et il cite Brandoïn qui passe une bonne partie de sa vie en Angleterre, Wexelberg qui travaille principalement à Lausanne, Curty de Fribourg et William Turner (!). Selon l'auteur, «l'absence des petits-mâtres vaudois à Lausanne s'explique par leur présence à l'étranger (sic)» (p. 94) et M. Pittet mentionne Ducros, Sablet, Bolomey et Bourgeois qui ont fait leur carrière en Italie, en France, en Hollande et en Angleterre, oubliant qu'il a donné lui-même quelques pages auparavant (p. 18) une définition des «petits-mâtres» comme étant des «graveurs de

paysages qui ont travaillé en Suisse de 1750 à 1850». Si la région de Vevey-Clarens-Montreux est bien un des *sujets* privilégiés des illustrateurs, pour cause de forte demande des acheteurs/voyageurs sur les traces des personnages de la *Nouvelle Héloïse*, cela ne signifie pas nécessairement que ces gravures soient produites sur place!

Le lecteur trouvera par conséquent peu de profit à la partie «monographie» (pp. 9–131). En revanche, la familiarité avec l'oeuvre de Weibel que M. Pittet a acquise patiemment durant toute sa vie permettra aux marchands et aux collectionneurs d'apprécier la partie «catalogue» tant des cures (toutes reproduites) que des gravures isolées, qui recense et classe les estampes. Il ne nous appartient pas de nous prononcer sur les attributions à Weibel de tel ou tel gravure (encore moins des «répliques»), mais l'on peut regretter qu'une numérotation plus rigoureuse n'ait pas été adoptée. Pour ne donner qu'un exemple: le No 116 (*Voyage pittoresque dans l'Oberland bernois*) est subdivisé en 3 éditions (116a, 116b et 116c) qui sont des *séries* (ou collections de 20 vues chacune) dont les estampes sont ensuite reprises individuellement sous d'autres numéros (de 117 à 136). Le néophyte ne peut comprendre pourquoi on ne retrouve pas 60 vues (3×20 estampes) dans le descriptif et on aimerait savoir si la vue 117b fait bien partie de l'ensemble 116 et du sous-ensemble 116b? Les attermoissements dans la mise en page (pp. 202–203, puis suivantes) et dans les choix typographiques (corps et graisse des caractères, pour les titres notamment) ne facilitent pas non plus la compréhension du classement. La localisation des oeuvres cataloguées n'est pas toujours indiquée, sans que l'on sache pourquoi, et les astérisques devant les chiffres indiquent que l'auteur a connaissance de l'oeuvre originale correspondante (p. 19), mais celui-ci n'a pas jugé utile de nous donner systématiquement ses sources.

L'ouvrage de M. Pittet sera sans doute utile, car il n'existe pas d'autre monographie sur Weibel, mais son emploi se révèle plein d'embûches dues au désordre qui a présidé à sa conception. Cette confusion est répercutée dans la description des instruments de travail: les usuels figurent dans les sources (p. 24) et la bibliographie, à côté d'ouvrages généraux et de titres qui n'ont rien à voir avec le sujet traité (tel le *Rapport Clottu*, mentionne pêle-mêle sources primaires et secondaires. On signalera en outre l'absence de mention à des articles importants sur la situation sociale des artistes vers 1800 (comme celui de François de Capitani sur Dunker) et d'ouvrages de référence sur le sujet (comme *Maegtige Schweiz*, le catalogue de l'exposition de Copenhague en 1973).

Pierre Chessex

• *Müstair, Kloster St. Johann, Band 1: Zur Klosteranlage. Vorklösterliche Befunde* (Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 16.1), mit Texten von HANS RUDOLF COURVOISIER, HANS RUDOLF SENNHAUSER, PAUL GLEIRSCHER u.a., Redaktion: Brigitt Sigel, vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, Zürich 1996. – 258 S., 116 Schwarzweiss- und 16 Farbabb., 12 Tafeln, 3 Pläne. – Fr. 92.–

• *Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster*. Internationales Symposium, 26.9.–1.10.1995 in Zurzach und Müstair im Zusammenhang mit den Untersuchungen von Kloster St. Johann zu Müstair, Acta, hrsg. v. HANS RUDOLF SENNHAUSER (Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 17), vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, Zürich 1996. – 313 S., 206 Schwarzweiss- und 3 Farbabb., 3 Tafeln. – Fr. 98.–

Eine der besterforschten Klosteranlagen aus dem frühen Mittelalter mit dem grössten Bestand an karolingischen Wandmalereien, Weltkulturgut der Unesco: Manch ein Superlativ verbindet sich mit dem Namen Müstair, dem abgelegenen Ort im östlichsten Teil Graubündens. Zum Doppeljubiläum von 1994, 100 Jahre nach Beginn der wissenschaftlichen Forschung in Müstair und nach 25 Jahren archäologischer Untersuchungen, zieht der Leiter der Ausgrabungen, Hans Rudolf Sennhauser, gleich zweifach Bilanz. «Müstair 1» verschafft eine erste Übersicht zur Entwicklung der Klosterbauten (S. 13–65) und dokumentiert einige Funde und Befunde aus der Zeit vor der Gründung am Ende des 8. Jahrhunderts (S. 67–252). Der parallel dazu erschienene Tagungsband beleuchtet in 19 Beiträgen, was bislang – von den Kirchen einmal abgesehen – über Aufbau und Eigenheiten frühmittelalterlicher Klöster bekannt ist (S. 9–280), bevor H. R. Sennhauser eine «Funktionale Bestimmung von Trakten und Räumen der karolingischen Klosteranlage von Müstair» vornimmt (S. 281–300). Seine feinsinnige Skizze ist neben der genannten Übersicht in «Müstair 1» heranzuziehen, will man ein vollständiges Bild von den bisherigen spektakulären Grabungsergebnissen gewinnen. Leider wird nirgends vom einen auf den anderen Band verwiesen.

Beide Publikationen präsentieren sich in unterschiedlicher Qualität: Gebunden, auf gediegenem Papier und mit ansprechendem Titel die Grabungsdokumentation, broschiert und äusserlich an ein Notizheft erinnernd hingegen der Tagungsband, wo einige der erfreulich zahlreichen Abbildungen zu unleserlich ausfallen (z.B. S. 94, Schraffur; 213, «Hartmurturm»). Gemein-

sam ist ihnen das grosszügige, etwas unruhige Layout, das Text und Fussnoten in verschiedenen Schriften spaltenweise nebeneinandersetzt, was im Tagungsband umständliches Lesen erfordert, denn die Anmerkungen hinken bisweilen seitenlang hinterher (S. 219–231; 240–255; auf S. 291 fehlen zehn Anm.). Mehrheitlich sind die dort abgedruckten Vorträge auf deutsch verfasst, nur drei auf französisch und je einer in italienisch bzw. englisch. Wegen der alphabetischen Anordnung nach Autorennamen erschliessen sich übergreifende Zusammenhänge erst bei der Lektüre.

Geographisch spannt sich der Bogen von Westfalen bis nach Mittelitalien und vom Pariser Becken bis nach Kärnten. Jüngste Grabungsergebnisse aus der Schweiz, die etwas zum Thema hätten beisteuern können, so von Romainmôtier VD (1991) oder Embrach ZH (1992), bleiben ausgeklammert. Regionale Bestandsaufnahmen von Uwe Lobbedey (zu Westfalen, S. 91–105) und Christian Sapin (zu Burgund, S. 157–172) fallen hingegen ernüchternd aus: «Les données sur les constructions (...) sont faibles en Bourgogne et d'intérêt inégal» (S. 172). Nur weil beide Autoren immer wieder auf Bauzustände des 11.–13. Jahrhunderts eingehen, lassen sich Rückschlüsse auf frühere Kreuzgänge und Wirtschaftstrakte ziehen. Manchmal aber sind nur dort – und nicht in der Kirche – die Anfänge eines Konvents zu finden, wie das Beispiel Freckenhorst belegt (S. 98f.). Dadurch, dass besser erhaltene Klosteranlagen aus dem hohen Mittelalter häufig zum Vergleich herangezogen werden müssen, zeigt sich deutlich, wie wenig wir von den frühmittelalterlichen wissen, etwa über Lage und Unterteilung der «Mönchshäuser» mit den Gemeinschaftsräumen (Matthias Untermann, S. 233–257) oder zum Aussehen einer karolingischen Krankenstation, die in ihrer rekonstruierten Vielgliedrigkeit einen ersten Schritt hin zum kompakten Spital des Spätmittelalters darstellt (Roger Seiler, S. 173–188). Hier bleibt nur der Rückgriff auf den St. Galler Klosterplan von ca. 820, schematisch auf S. 310f. wiedergegeben, wo erstmals einzelne Gebäude eindeutig bezeichnet sind, doch warnt M. Untermann in seiner Studie davor, dieses Ideal als verbindliches Bauschema für karolingische Klöster vorzusetzen (S. 256).

Auch andere Autoren widmen sich spezieller Klosterarchitektur, etwa der Wasserversorgung (Clemens Kosch mit einer Literaturübersicht S. 69–84, allerdings auf das Hochmittelalter beschränkt), dem Kreuzgang (Rolf Legler, S. 85–89), dem Kapitelsaal (Heidrun Stein-Kecks, S. 219–231) oder den Klosterbädern sowie Ummauerungen und Türmen (H. R. Sennhauser, S. 189–194; 195–218). Mit Kreuzgängen ist demnach nicht vor dem frühen 9. Jahr-

hundert zu rechnen – der in Frage gestellte von Müstair zählt zu den ältesten bekannten –, und ein Kapitelsaal wird erst im 10. Jahrhundert «zum festen Bestandteil einer klosterräumlichen Anlage» (S. 224), dafür hören wir aus Schriftquellen von befestigten Klöstern des 6./7. Jahrhunderts (S. 203f.). Aus alledem folgt, dass vorkarolingische Klöster anders ausgesehen haben werden als die späteren.

Charles Bonnet verfolgt dieses Problem mit einer rätselhaften Reihe von «Zellen» längs zur ältesten Kathedrale von Genf, «peut-être destinées à un groupe d'ascètes» (S. 11–16). Auch Franz Glaser kann am unscharfen Bild vom Kloster der Frühzeit nichts ändern, denn sein Interesse gilt vorwiegend Pilgerherbergen des 5./6. Jahrhunderts in Kärnten, womit er über das Rahmenthema hinausgreift (S. 47–58). Eine andere Besonderheit der Merowingerzeit, nämlich die Holzbauweise, wird in drei Beiträgen gestreift, von Hermann Dannheimer (zu Augsburg-St. Ulrich und Afra, hypothetisch datiert, S. 33–46), Peter Marzloff (zu Solnhofen, S. 107–125) und Alfons Zettler (zur Reichenau, S. 269–280). In allen Fällen lässt sich wegen zu kleiner Grabungsflächen nichts zur Nutzung der ergrabenen Baureste sagen.

Dasselbe Manko beeinträchtigt den Bericht Gisella Cantino Wataghins zur Abtei von Novalesa im Piemont, wo bei guter historischer Quellenlage aus dem bruchstückhaften archäologischen Befund kaum mehr herauszulesen ist, als dass es zwei klosterräumliche Bauphasen zwischen 726 und 920 gegeben hat (S. 17–26). Wiederum ins 12. Jahrhundert ausgreifend, konfrontiert auch Hilde Claussen aussagekräftige Beschreibungen Wibalds von Stablo mit den jüngst ergrabenen Überresten seines Abtshauses zu Corvey (S. 27–31). Nur in schriftlicher Überlieferung findet Werner Jacobsen Hinweise auf die «Klosterresidenz im frühen und hohen Mittelalter», konzentriert sich dabei aber auf Beispiele königlicher Refugien und Pfalzen, ein Phänomen der Merowinger- und Karolingerzeit (S. 59–68). Einen Aspekt für sich erhellen schliesslich die reichen Funde von Michaël Wyss in der profanen Burgsiedlung, welche die Abtei von Saint-Denis bei Paris umgibt: Viele gewöhnliche Werkstätten und andere Einrichtungen waren notwendig, um die Versorgung eines Grossklosters im 8./9. Jahrhundert sicherzustellen (S. 259–268). Minutiös untersucht John Mitchell Vergleichbares am Rande von San Vincenzo al Volturno, wo er eine Unterkunft für vornehme Gäste und verschiedene gewerbliche Strukturen erstaunlich präzise zu deuten vermag (S. 127–155; Abb. 5 und 6 vertauscht).

Lässt man die letztgenannten Orte, Stätten langjähriger Grabungen, ausser acht,

darf der eher magere Ertrag von anderen Plätzen, wo nur Noteingriffe möglich waren, nicht verwundern. Vor diesem Hintergrund erst rückt die karolingische Anlage von Müstair, deren gesamter Grundriss in langwieriger Arbeit freigelegt wurde, ins rechte Licht. Bei seiner vorsichtigen Interpretation (S. 281–300) hat sich H. R. Sennhauser von Erkenntnissen der Tagung anregen lassen, wie im Vorwort angetönt (S. 8), doch wird dies selten vermerkt (etwa S. 292ff. zur Deutung eines Annexraums als Kapitelsaal). Aus einer Diskussion aller vorgetragenen Ansichten, die Müstair direkt betreffen, hätte eine Zusammenfassung oder Synthese entstehen können, die diesem vielfältigen und grundlegenden Band fehlt. Ein ausführliches Namenregister hilft, ihn zu erschliessen (S. 303–307).

Gegenüber der früher abgeschlossenen Übersicht in «Müstair 1», die H. R. Sennhauser zusammen mit Hans Rudolf Courvoisier verfasst hat (S. 13–65), zeichnen sich Fortschritte ab: Der genannte Kapitelsaal wird dort noch als «Sakristei, Kapelle oder Versammlungsraum» bezeichnet (S. 20), das «Refektorium der Gäste» im Westtrakt als «Festsaal» (S. 26 mit Abb. 44), und der Anbau am Südannex, vielleicht ein Totenwaschraum, erscheint in «Müstair 1» überhaupt nicht. Alle Ergebnisse besitzen vorläufigen Charakter, wie mehrfach betont wird, denn fortlaufend gelangen neue Entdeckungen, etwa am sogenannten «Eginoturm» (einer Bischofsresidenz von 1163/70?, S. 37f.) oder am Plantaturm, dessen Kern nicht aus dem späten 15., sondern wahrscheinlich aus dem 11. Jahrhundert stammt (S. 34; «spätkarolingisch» nach S. 255). Man hätte sich in der Darstellung der bis 1995 untersuchten Flächen (S. 77) auch die noch vorgesehenen gewünscht, dazu diese Übersicht zusammen mit denen auf S. 73–75 am Anfang des Buches. Insgesamt aber schildert der Abschnitt zur Klosteranlage deren stolze Geschichte spannend und anschaulich bis hin zu den barocken Umbauten. Durch instruktive farbige Übersichtspläne (Abb. 43–52) wird er vorbildlich illustriert.

Im zweiten Teil steht unter den «vorklösterlichen Befunden» ein Pfostengebäude aus der Bronzezeit im Vordergrund (S. 67–120). Ein weiterer, vielleicht «spätromischer» Pfostenbau samt Baukeramik soll bedauerlicherweise erst an anderer Stelle behandelt werden (angekündigt S. 12; 53 mit Abb. 43). Ob bei Gründung des Klosters an eine ältere, noch bestehende (?) Siedlung angeknüpft wurde, steht aber offen. Interesse erweckt eine Holzkohleschicht (R 103) als «frühmittelalterlicher Rodungshorizont oder Zeuge erster frühmittelalterlicher Siedlungstätigkeit?», woberüber sich eine «karolingische(?) Brand-

schutt(?)planie» (R100) legt (S. 119); Radiokarbondatierungen weisen ins 7./8. Jahrhundert (S. 81f.). Schon für das 5./6. Jahrhundert verdichten sich die Hinterlassenschaften, vor allem Lavegefässe, wie Paul Gleirscher betont (S. 147ff.; 166ff.), der weitere Kleinfunde aus allen urgeschichtlichen Epochen kompetent bestimmt und ausgewertet (S. 121–191; vgl. dazu naturwissenschaftliche Analysen von Atika Benghezal, S. 235–252). Da selbst Bodenprofile, die Marcel Joos in grosser Zahl angebohrt hat (S. 199–233), keinen eindeutigen Aufschluss darüber geben, ob sich vor den Mönchen im Tal bei Müstair jemand dauerhaft niedergelassen hatte, wartet man gespannt auf die Folgebände. «Müstair 1» jedenfalls hat hohe Erwartungen geweckt und, über weite Strecken hinweg, auch schon erfüllt.

Arno Rettner

• DAVID GUGERLI
Redeströme. Zur Elektrifizierung der Schweiz 1880–1914, Chronos Verlag, Zürich 1996. – 350 S., 8 Schwarzweissabb., 17 Tabellen/Grafiken. – Fr. 58.–

Der Prozess der Mediation, durch den sich herkömmliche geografische wie nationale Schranken, aber auch die Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem zunehmend verwischen, setzte nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Die technischen Innovationen der vergangenen zehn Jahre sorgen dafür, dass noch verbleibende Hindernisse in der elektronischen Kommunikation und Datenverarbeitung erheblich minimalisiert werden. Der rasante Ausbau der Netzwerke und die Öffnung des Strommarktes auf internationaler Ebene beschleunigen den Wettbewerb zwischen den Kraftwerken in noch unbekannter Grösse. Geschichte wie Gegenwart der elektrotechnischen Entwicklung bewirken tiefgreifende, auch qualitative Veränderungen innerhalb der lokalen wie globalen Kultur. Wo beginnen denn zeitgeschichtlich die elektrotechnischen Verknüpfungen von Linien zu Netzen, die uns nicht nur elektrische Anschlüsse in jedem Wohn- und Arbeitsraum garantieren, sondern uns über das World Wide Web heute auch in beliebige Fernen führen? Irgendwann haben diesbezügliche Ausweitungen und Ströme von mehr News, mehr Wissen und Macht auch in unserem nationalen und gesellschaftlichen Raum begonnen. Davon und von den Wegstationen der frühen technischen Verästelungssysteme und Netzwerke handelt dieses sehr bemerkenswerte Buch, das es hier vorzustellen gilt.

Redeströme. Zur Elektrifizierung der Schweiz 1870–1914 ist der Titel der Studie von David Gugerli, die als Habilitationsschrift an der Philosophischen Fakultät I

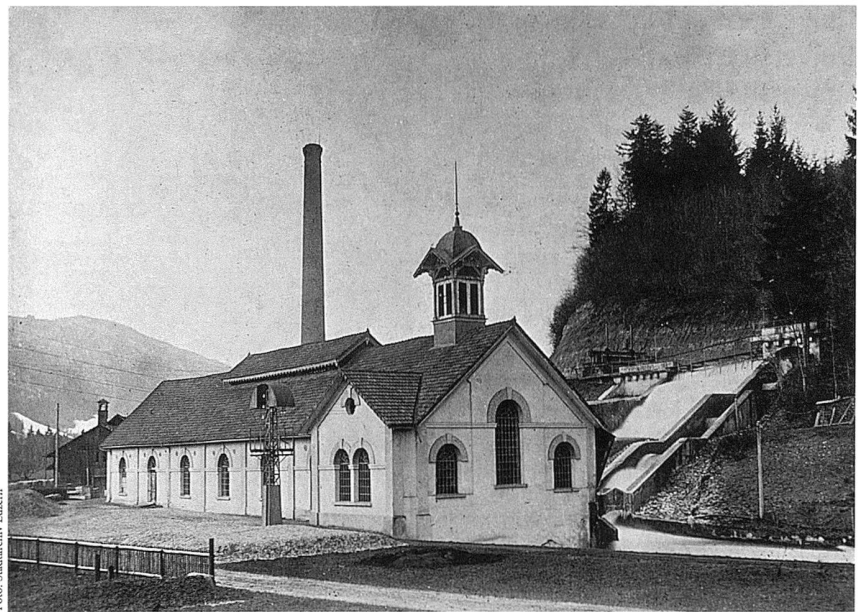
der Universität Zürich entstanden ist. Mit grossem Sachwissen und kontextuellem Ansatz verfolgt der Autor die Spuren und Phänomene des frühen Elektrowunders in der Schweiz und führt in dieser breiten Darstellung von Verteilungen, Systemkämpfen und Wachstumspotentialen beispielhafte Regie. Die hohe Qualität von Interpretation und sprachlich auch geschliffener Argumentation sorgen von Anfang an für Hochspannung. Und auch die «Warnungen vor Kurzschlüssen» fehlen nicht. Zweifellos liegt mit dieser vom Verein Deutscher Ingenieure prämierten Arbeit (Rudolf Kellermann Preis für Technikgeschichte 1995) das Standardwerk zum nationalgefassten, aber auch auf die internationalen Einbindungen hin untersuchte Thema vor. In gestalterischer Hinsicht präsentiert sich das Buch nicht gerade elektrisierend. Der weitgehende Verzicht auf eine attraktive Bebilderung erschwert den Zugang für ein breites Publikum. Auch mag der metaphorische Titel für manche Interessierte lediglich Erwartungen auf Telegrafie und Telefonie wecken. Mit *Redeströme* meint der Autor aber vor allem die elektrotechnischen und elektrowirtschaftlichen Diskurse und Überzeugungsarbeiten bei der Verbreitung der Elektrizität. Man mag den beinahe Verzicht auf Illustrationen rund um ein so hochspannendes Thema bedauern, haben doch gerade die unsichtbaren Stromstösse durch Verdrahtung, Licht und Wärme die Lebenswelt und damit auch die Bilder und Herzen – etwa im Nahsein über Distanzen – emotionsvoll aufgeladen. Umgekehrt würden Illustrationen internalisierte Clichéevorstellungen vielleicht auch zementieren. Die hervorragende Studie führt in der Konzentration auf den Text möglicherweise direkter zu ganz neuen Denkbildern und Denkfiguren der kleinen und grossen Zusammenhänge sowie Spannungsbereiche innerhalb der Technikgeschichte überhaupt.

Den Umgang des 19. Jahrhunderts mit der Natur sieht David Gugerli im Zusammenhang anderer für das sogenannte bürgerliche Zeitalter typischen Anstrengungen, die den Raum wissenschaftlich wie materiell zu beherrschen suchten. Ansätze reichen schon in die Zeit vor der Gründung des Bundesstaates zurück. Im bereits 1837 publizierten ersten Resultat der Landesvermessung («Triangulation primordiale de la Suisse») erscheinen nur Knoten und Distanzen, hingegen fehlen Flüsse, Seen, Täler, Ortschaften und Kantonsgrenzen. In solchen vom Autor dokumentierten frühen Vorstufen eines zentral geleisteten «nationalen Aufschreibesystems» wird deutlich, wie Raum und Landschaft als vermessbare und auch nachmessbare Repräsentation von Industrialisierung und Vernetzung verfügbar geworden sind. Dieses «Systemsyn-

drom» erscheint dann verstärkt bei der trigonulären Landesvermessung 1848 unter Guillaume-Henri Dufour, jenes ersten bundesstaatlich geführten Wirtschaftsprojektes überhaupt. Neben jener reinen (trigonometrischen) Abstraktion kannte das 19. Jahrhundert auch Materialisierungen von Systemen, sichtbar geworden in Bauten und Betrieben verschiedener technischer Netzwerke. Dazu zählen vor allem Hangentwässerungen, Versorgungsnetze im lokalen Raum, die um 1830 einsetzenden kantonalen Strassenbauten (und ihre Kategorisierung), die eiserne Vernetzung durch die Eisenbahn und schliesslich die Einrichtung von Telegrafie und Telefonie. Einige wichtige Netzkarten visualisieren das Abstrakte. Nahtlos und folgerichtig rückt der Autor die Analyse der Trinkwasserversorgung der Stadt Zürich seit 1863 (unter Arnold Bürkli-Ziegler) neben die Aufbauten elektrischer Netzwerke. In New York rückten solche schon in den 1880er Jahren in eine «electriche Canalisation».

Offensichtlich stellten der Aufbau von Netzwerken und die damit zusammenhängende Verkürzung gewisser Räume auch ein Hauptmerkmal der technischen Praxis in der Schweiz des 19. Jahrhunderts dar. Schon 1852 lag Bern informationstechnisch näher bei Zürich als bei Thun. Der Autor erweist sich als sicherer Networker seines Themas: Das überaus fruchtbare Quer- und Durchdenken in benachbarte Bereiche der Technik- und Wirtschaftsgeschichte integriert spezialisiertes und isoliertes Fachwissen in grosse Denklinien bzw. Denknetze. Dieser Umstand macht das Buch kultur- und landesgeschichtlich so bedeutungsvoll. Die breiten Kapitel «Institutionen der Elektrowirtschaft» und «Politisierung der Elektrifizierung» weisen ihrerseits auf die «Ordnung der Dinge», auf vorsorglich formulierte und praktizierte Pflichten des Staates, etwa auf das Recht des Bürgers auf Strom.

Eine allzulang gefeierte Schweizer Kulturgeographie «aus sich selbst» erfährt über diese Geschichte der Elektrifizierung einige frische Korrekturen. Da bezeichnete doch der amerikanische Technikjournalist Frederick Bathurst 1894 in *The Electrical World* die Schweiz als «the present electrical centre of Europe». Als Begründung nannte Bathurst jenen Menschenschlag der Schweizer, der über die Armut seiner Umwelt hinauszuwachsen in der Lage sei, aber auch die in unserem Lande scheinbar guten Bedingungen für einen freien Kapitalmarkt. David Gugerli klärt solche «Kurzschlüsse», etwa über Hinweis auf die Situation des später so erfolgreichen Gespanns Walter und Charles Brown. 1890, nach zweijähriger Erfolgslosigkeit, waren die beiden nämlich gezwungen, das Kapital für die Gründung der Firma nicht auf dem Finanz-, sondern auf



Elektrizitätswerk Thorenberg-Luzern an der Kleinen Emme: der Sakralarchitektur nachempfundene Referenzanlage für virtuell beliebige Verteilbarkeit des Stromes, 1886 in Betrieb genommen.

dem Heiratsmarkt zu suchen. Oder: Selbst die berühmte Schweizerische Metallurgische Gesellschaft (die spätere Aluminium-Industrie AG Neuhausen) baute nicht etwa aus eigener Kraft der Willensnation Schweiz, sondern auf der Übernahme eines französischen Patents und vor allem auf dem massivem finanziellen Einsatz der deutschen AEG. Die sehr vertieften Recherchen des Autors machen deutlich, dass die Schweizer Elektrowirtschaft von den Anfängen an nicht als eine autodynamische, national-eigengesetzliche Entwicklung zu verstehen ist.

Der Untersuchungszeitraum setzt 1877 mit den ersten Bogenlampen an der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Freiburg und der «Engadiner Kunstsonne» 1879 ein. Die pionierhafte elektrische Speisesaal-Illuminierung des Kulm-Hotels in St. Moritz durch Hotelier Johannes Badrutt vertrieb nicht nur die Wolken im Engadin – oder wie es das Lokalblatt *Fögl d'Engiadina* ausdrückte: «a substituir il solagl» –, sondern machte Elektrizität auch als Kapital für Tourismus und Festkultur nützlich und sichtbar. Schützen- und Sängereisen funktionierten als wichtige Referenzpunkte für elektrisches Glühen und Staunen (1879 auch schon am st. gallischen Schützenfest in Flawil, Rö.). Seit der Entwicklung und Verbreitung des Glühlichts durch die Firma Zellweger in Uster floss die frühere Luxuseinrichtung später dann auch in den schweizerischen Alltag. Allerdings waren die Wege dahin nicht immer leicht. Der Autor berichtet von «technikreligiösen» Grabenkämpfen, die – wie in Frankfurt – ganze Städte lahmlegen konnten.

Was bedeutete denn überhaupt «Elektrizität» für das Volk? Der rhetorischen Frage

lieferte das Organ des Verbandes Schweizerischer Elektro-Installationsfirmen im Jahr der Elektrizitätsausstellung für Haushalt und Gewerbe in Basel 1913 folgende Antwort: «Die Wissenschaft beantwortet die Frage dahin, dass Elektrizität wahrscheinlich ein Stoff ist, aber von so unendlich feiner Verteilung, dass wir ihn mit unseren Sinnen nicht wahrnehmen können und dass er infolge seiner Feinheit befähigt ist, die meisten uns bekannten Körper, ja vielleicht das ganze Weltall zu durchdringen.»

Die Studie von David Gugerli ist ein für unser mediales wie nationales Kulturverständnis ganz wesentlicher Beitrag. Dies nicht nur dank der faktenreichen Geschichtsschreibung, sondern auch im Sinne einer kritischen Auseinandersetzung mit der Frühzeit unserer Kommunikationssysteme und ihrer internationalen Kompatibilisierung. Die Aufarbeitung der «schweizerischen» Modellierung von Natur und Raum als technische Netzwerke ist ein bemerkenswerter Beitrag, um die heutigen elektronischen Räume und aktuellen Grossnetzungen in ihren kulturgeschichtlichen Bedeutung neu zu verstehen. Gerne hätte man vor dem Hintergrund aktueller Medien- und Kommunikationsdebatten, Ablösungserscheinungen herkömmlicher Öffentlichkeitsbegriffe und transformierbaren Kommunikationsbeziehungen (Tele-Existenzen) etwas mehr über «elektrische» Alltags- und Lebenserfahrungen im besprochenen Zeitraum erfahren. Aber vielleicht gelingt dies ohnehin besser in einer publikumsnahen Visualisierung, zum Beispiel in Form einer Ausstellung. Wer weiss, vielleicht liegt der Ball zu diesem wichtigen Thema, schon im Netz des Schweizerischen Landesmuseum.

Peter Röllin